



Milan Schnabel ist die gute Seele des «Domo Vuelo». Er sorgt für ein reibungsfreies und freundschaftliches Zusammenleben der Bewohner. Das weiß auch der Filmemacher Marcus Rosenburg zu schätzen.



Aus zwei ehemaligen Hotelzimmern sind eine Gemeinschaftsküche und ein Aufenthaltsraum entstanden. Der Startup-Gründer Johannes Peter hat das Co-Living während seiner Zeit in den USA schätzen gelernt.

Wohnen auf 22 Quadratmetern

Das Zusammenleben im Klotener Co-Living-Haus, dem ehemaligen Hotel Fly Away, funktioniert

CLAUDIA REY (TEXT),
SIMONTANNER (BILDER)

Die ersten sieben Tage in der Schweiz ist Ruud Schoenmakers eingesperrt. Er landet am 1. März mit einem Flug aus Amsterdam in Kloten, um in Zürich einen neuen Job zu übernehmen als Projektmanager für ein Immobilienunternehmen. Die Corona-Regeln schreiben vor, dass er eine Woche in Quarantäne verbringen muss. Schoenmakers denkt, das werde schrecklich – in einem neuen Land, in dem er niemanden kennt, allein in einem Raum. Doch es kommt anders.

Der 30-Jährige bezieht ein Zimmer im Co-Living «Domo Vuelo» in Kloten, in einem umgenutzten Hotel. Er merkt bald, dass er willkommen ist. Die Mitbewohner klopfen bei ihm an, kommen vorbei, um zu fragen, wie es ihm gehe, und stellen ihm Essen vor die Tür. Da ist etwa Milan Schnabel, 40, ein herzlicher Mann, der sich früher um das Wohlergehen von Gästen in Luxushotels kümmerte und jetzt um dasjenige der Mitbewohner. Und da ist Marcus Rosenburg, 32, ein Filmemacher, der in seiner Freizeit Musikvideos produziert und auch einmal die Mitbewohner beim Kochen filmt.

Corona-Krise als Sprungbrett

Ende März stehen die drei Männer zusammen im Aufenthaltsraum. Rosenburg backt Toast und brät Rührei, Schnabel trinkt einen Kaffee, und Schoenmakers sagt: «Wir sind nicht Freunde,

nicht Familie, aber wir schauen zueinander.» Vereint wurden die drei dank Johannes Peter. Am 1. Oktober hat Peter mit seinem Startup TomoDomo das Co-Living-Haus in Kloten eröffnet. Er taufte es «Domo Vuelo» – das Haus, das fliegt. Früher war es ein Hotel und hieß «Fly Away», weil man in einer halben Stunde zu Fuß zum Flughafen gehen und wegfliegen kann. Fast alle 38 Hotelzimmer sind derzeit bewohnt. Das Angebot stößt auf Interesse. Am 31. März hat Peter ein zweites Co-Living eingeweiht, nur wenige 100 Meter entfernt, auf der anderen Seite des Bahnhofs Kloten im Hotel Allegro. Bald sollen zwei weitere Häuser in der Zürcher Innenstadt folgen. Die Corona-Krise ist für Peter und sein Startup zum Sprungbrett geworden. Anfangs schien das Gegenteil der Fall zu sein.

Drei Jahre arbeitete der Bauingenieur Peter in San Francisco. Zusammen mit seiner Frau und Bekannten lebte er in einem grossen Haus – sie teilten die Kosten für den Einkauf und die Sorgen. Und wenn sie allein sein wollten, konnten sie sich in ihre privaten Zimmer zurückziehen. Peter war begeistert vom Co-Living; von der etwas anderen WG, in der jeder über ein eigenes Bad und viel Privatsphäre verfügt. Das brachte ihn auf die Idee, in der Schweiz ein Startup zu gründen und die hierzulande noch seltene Wohnform populärer zu machen. Anfang März 2020 kehrte er zurück nach Zürich mit einer Vision. Bald jedoch war er desillusioniert.

Die Corona-Krise machte die Umsetzung des Co-Living-Projektes schwierig. Peter fragte Bauunternehmen an, ob sie sein Startup unterstützen würden. Er wurde abgewiesen. In der Corona-Krise schien jeder mit den eigenen Problemen beschäftigt

Als die Schweizer Medien über leerstehende Hotels und Konkurse berichteten, fasste Peter neuen Mut. Er schrieb unzählige Hotels in Zürich und Basel an und fragte, ob er sie pachten könnte für ein Co-Living, jetzt wo sie doch leer ständen, weil die Touristen zu Hause blieben. Die meisten Hotelbesitzer antworteten erst gar nicht. Einzelne waren verärgert, sie empfanden die Anfrage als unverschämt. Ein paar wenige jedoch waren begeistert. So etwa Marcel Wohlgemuth, der CEO der Welcome Hotels Schweiz. Er sagte, er habe in Kloten ein Hotel, das sich eignen könnte: das «Fly Away».

Schon wenige Wochen später reichte Peter bei der Stadt Kloten eine Bauwilligung ein. Er riss Wände heraus und Duschen, so entstanden auf jedem Stock grosse Gemeinschaftsräume. Peter liess eine Küche einbauen und Schränke, er engagierte Innenarchitektinnen, die ihm die Möbel in Brockenhäusern und auf Verkaufsplattformen im Internet zusammensuchten, um die Kosten niedrig zu halten.

Auch nach Ende der Pandemie soll das Haus ein Co-Living bleiben. Ein bisschen Hotel-Flair findet sich im Gebäude trotzdem noch: Die Türe zum

Zimmer können die Bewohner nur mit einer App oder einem Badge öffnen. Wie das funktioniert, demonstriert Rosenburg, der Filmemacher. Er hält sein Handy an die Türe, sie springt auf.

Rosenburg ist eigentlich Berliner, seit 10 Jahren wohnt er in der Schweiz. Früher lebte er in Immensee am Zugersee, mit der Freundin in einer grossen Wohnung mit Terrasse und Zugang zum See. Land-Idylle. Nach 13 Jahren trennten sich die beiden, und Rosenburg wollte einen Neuanfang. Auf Facebook sah er die Werbung für das Co-Living in Kloten und bewarb sich. Nach einem Skype-Gespräch und einem Treffen vor Ort bekam er die Zusage. Rosenburg verkaufte Sofa, Schränke, Messer und Gabeln und zügelte nach Kloten. Heute wohnt er auf 22 Quadratmetern und sagt: «Ich vermisse nichts. Ich habe gemerkt, dass ich das alles gar nicht brauche. Die Technik und meine Tauchausrüstung sind alles, was ich mitgenommen habe», sagt er.

Er habe nicht allein wohnen wollen, aber in einer WG hätte er wohl die Privatsphäre vermisst, sagt Rosenburg. Im Co-Living hat er das eigene Bad und kann die Türe abschliessen, wenn er allein sein möchte. Er habe nicht mit allen im Haus Kontakt, aber es gebe ein kleines Grüppchen, mit dem er gerne Zeit verbringe. Die mit 56 Jahren älteste Mitbewohnerin gehört dazu und Milan Schnabel, der Zimmernachbar, der wegen der Corona-Pandemie seine Stelle in einem Zürcher Spitzenhotel verloren hat.

Gemeinschafts- statt Luxusküche

Beide unterstützen das Startup TomoDomo mit Inhalten für die Social-Media-Kanäle. Sie drehen Videos, machen Fotos, texten. Schnabe hat im Haus noch eine weitere Aufgabe: Er ist der Community-Facilitator. Das heisst, er schaut, dass alle Mitbewohner zufrieden sind. Er kauft die Lebensmittel ein, die sich die Bewohner teilen: Tee, Gewürze, Öl und Kartoffeln. Und er ist Ansprechperson, wenn irgendwo etwas kaputtgeht. Auch er wohnt im

Co-Living, weil er eine Veränderung gesucht hat nach einer Trennung. Eine Bekannte machte ihn auf das Haus in Kloten aufmerksam.

Schnabel sagt: «Die grösste Herausforderung hier ist, zu schaffen, dass die Leute sich beteiligen.» Wenn die Mehrheit der Bewohner nicht zu den regelmässigen Treffen im Gemeinschaftsraum kommt, dann könnten auch nur schlecht Entscheide für das Zusammenleben im Co-Living getroffen werden. «Konflikte gibt es selten. Wahrscheinlich hilft es, dass einmal pro Woche jemand vorbeikommt und die Küche putzt.» Für ihn sei der Umzug ein Schritt aus der eigenen Komfortzone gewesen. Das Einzigste, was er vermisste, sei seine Tochter. Am Wochenende komme sie jeweils zu ihm. «Ihr gefällt es hier. Die Mitbewohner und die Tochter eines Zimmernachbarn spielen mit ihr. Und wir backen und kochen alle gemeinsam», erzählt er.

Im Kühlenschrank stehen graue Plastikschachteln mit Orangen, Frühlingszwiebeln und Hafermilch und einem Kleber drauf. 210 steht da etwa, oder 206. Es sind die Zimmernummern der Bewohner. Jeder von ihnen hat eine eigene Nahrungsmittelschachtel im Kühlenschrank und eine im Schrank daneben. Das Geschirr teilen die Bewohner, Gewürze und Grundnahrungsmittel auch. Die gemeinsamen Schubladen sind auf Englisch beschriftet – für Expats wie den Niederländer Schoenmakers.

Startup-Gründer Peter legt bei der Vermietung der Zimmer Wert auf die Durchmischung: Die jüngsten Bewohner sind Anfang 20, die ältesten Ende 50. Einige wohnen seit Jahrzehnten in Kloten, andere sind aus dem Ausland zugezogen. Die Expats lernen Deutsch, die Schweizer Englisch. Für ihn sei entscheidend, dass die Bewerber wirklich in einer Gemeinschaft wohnen wollen: «Wenn jemand einfach sagt, er suche ein günstiges möbliertes Zimmer, dann lehne ich ihn ab», sagt Peter. Er sei überrascht, wie gut das Zusammenleben funktioniere: «Ich hätte nicht gedacht, dass Zwanzigjährige und Fünfzigjährige zusammenwohnen können und die Küche trotzdem aufgeräumt ist.»